

Soziales Gärtnern in Graz



Ein Überblick über
die Vielfalt der
partizipativen Stadt- und
Grünraumgestaltung

Impressum



Herausgeber:

IFZ - Interdisziplinäres Forschungszentrum für Technik, Arbeit und Kultur

Schögelgasse 2,

8010 Graz

<https://ifz.at/>

Erstellt von: David Steinwender, Sandra Karner

Mit Beiträgen von: Elisabeth Hufnagl, Gerda Wagner,
Gudrun Schreiner, Andreas Motschiunig

Druckerei:

DMS DATA+MAIL Schinnerl GmbH

Gewerbeparkstraße 119, 8143 Dobl

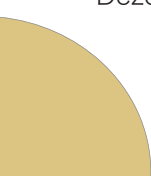
Zeichnung:

pngegg.com

Die Broschüre wurde im Rahmen des Forschungsprojekts „Entwicklung des sozialen Gärtnerns in Graz: Ausrichtungen und der Bezug zur Ernährungsgerechtigkeit“ erstellt. Das Projekt wurde mit Mitteln des Kulturamts der Stadt Graz gefördert.



Dezember 2022



Vorwort

Gärtnern in der Stadt ist populär geworden. Neben der Zunahme an konkreten Garteninitiativen verdeutlichen eine gestiegene Anzahl von Beiträgen in Tageszeitungen, Zeitschriften, Büchern und Blogs die Popularität des Gärtnerns, aber auch Immobilien- und Wohnungsinserate, welche verschiedene Formen des Gärtnerns im Zusammenhang mit dem Wohnraum bewerben: egal ob Gartenwohnung oder Gemeinschaftsflächen für Hochbeete.

Während urbanes Gärtnern an sich kein neues Phänomen ist, man denke beispielsweise an Vorgärten, Heimgärten oder Hausgärten im Stadtgebiet, gibt es aber immer wieder neue Formen bzw. Erscheinungsbilder, wie sich urbanes Gärtnern zeigt bzw. wie es praktiziert wird.



Seit dem Jahr 2008 nehmen vor allem jene Initiativen in Graz zu, welche (Grün-)Flächen gemeinschaftlich bewirtschaften. Dabei geht es nicht nur um Selbstversorgung oder um das Ausleben eines Hobbys. Diese Initiativen spielen für Nachbarschaften oder Gruppen mit gemeinsamen Interessen (thematische Gemeinschaften) eine wichtige Rolle. Für von Einsamkeit betroffene Menschen können sie beispielsweise eine wertvolle Stütze sein.

Steckt dahinter „nur“ ein Trend oder hat dieses Phänomen Zukunft? Dieser Frage ging jenes Forschungsprojekt nach, das dieser Broschüre zugrunde liegt. Wir möchten damit einen Überblick über die verschiedenen Ausprägungsformen, sowie die Potentiale des sozialen Gärtnerns in Graz geben. Dazu stellen wir verschiedene Gartentypen und ihre Anforderungen sowie Praxisbeispiele vor.



Inhaltsverzeichnis



Vorwort	3
Was ist Soziales Gärtnern?	5
Der Mehrwert des sozialen Gärtnerns	6
Ernährungsgerechtigkeit	7
Lebensmittelproduktion in urbanen Gärten	8
Der Gemeinschaftsgarten	10
Garten einer Hausgemeinschaft	11
Gemeinschaftsgärten in Siedlungen	12
Beispiel: Hermann Löns Garten	12
Exponierte Gemeinschaftsgärten	13
Beispiel: Gartenzwerge Geidorf	13
„Versteckte“ Mitmachgärten	14
Der „Garten für alle“ – ein Selbsterntegarten	14
Beispiel: Gemeinschaftsgarten „Santa Garterina“ ORF-Park	15
Beispiel: Rechbäuer*innen	15
Schulgärtnern	16
Gärtnern an der Schule	16
Schule im Garten	17
Essbare Stadt	18
Andernach, DE	19
Friesach in Kärnten	19
Obststadt Wien	20
Kirchberg am Wagram, NÖ	20
Essbare Stadt als Strategie	21
Das soziale Gärtnern fördern	22

Was ist Soziales Gärtnern?

Soziales Gärtnern steht für verschiedene Formen des Gärtnerns, bei dem soziale Beziehungen entstehen und gestärkt werden. Daraus entstehen soziale Netzwerke, die einen wichtigen Beitrag für lebendige Nachbarschaften und Gemeinschaften darstellen, die sich nicht nur aufgrund von räumlicher Nähe, sondern auch basierend auf anderen Gemeinsamkeiten (z.B. Interessen, Ethnie, etc.) bilden. Solche Gemeinschaften sind insbesondere in Zeiten der Krise, zum Beispiel in Form von Hilfsnetzwerken oder in der Entwicklung von Ideen und Innovationen von großer Bedeutung. Neben solchen sozialen Aspekten steht die Produktion von Lebensmitteln für den eigenen Bedarf oder für andere im Mittelpunkt. Auch das Kultivieren von Pflanzen, die nicht primär zum Verzehr gedacht sind (z. B. Blumen), gehören als ästhetische und ökologische Komponente zum sozialen Gärtnern. Die wohl bekannteste Form des sozialen Gärtnerns ist der Gemeinschaftsgarten, aber auch die Gestaltung von Baumscheiben und die Pflege von Obstgehölzen in Parks können als Beispiele genannt werden, wenn diese Aspekte der sozialen Nachhaltigkeit adressieren. Soziales Gärtnern ist nicht immer mit urbanem Gärtnern gleichzustellen, weil es erstens nicht auf den städtischen Raum begrenzt ist, und zweitens, urbanes Gärtnern auch gärtnerische Tätigkeiten umfassen kann, die nicht zur Entwicklung sozialer Netzwerke beitragen, z. B. für den eigenen Zweck im privaten Hausgarten.



Der Mehrwert des sozialen Gärtnerns



Das soziale Gärtnern kann in einer Stadt wie Graz durch die Schaffung multifunktionaler Räume, die von verschiedenen Initiativen gestaltet werden, vielfältige Potenziale entfalten:

- Als Sozialräume verbinden sie Menschen aus verschiedenen sozialen Schichten, Kulturen und Generationen (Inklusion), brechen Anonymität auf und bieten eine wichtige Stütze für z. B. Nachbarschaftshilfe, gegen Gewalt und Einsamkeit.
- Als Bildungsräume tragen sie zum Aufbau und zur Weitergabe von Wissen sowie zur Bewusstseinsbildung über Ernährung, Umwelt und Nachhaltigkeit bei.
- Als Räume der aktiven Mitgestaltung fördern sie demokratische Prinzipien und die Einbindung der Bevölkerung (z.B. in die Nutzung öffentlicher Räume)
- Als Erholungs- und Betätigungsraum fördern sie die psychische und physische Gesundheit, ermöglichen Naturerfahrungen sowie das Ausleben von Kreativität.
- Als Ökosysteme tragen sie zur Biodiversität und Verbesserung des Mikroklimas bei und bilden gleichzeitig ökologische Nischen.
- Als Orte nachhaltiger Lebensmittelproduktion erweitern sie die Zugänglichkeit zu guten Lebensmitteln für einen größeren Personenkreis und tragen zum Erhalt von Sortenvielfalt bei.

Im Allgemeinen braucht es unterstützende und begleitende Strukturen, damit diese Potentiale ausgeschöpft werden können.

Gärten und Initiativen des sozialen Gärtnerns unterstützen auch die Stadtteilarbeit und sind damit ein Instrument für die Stadtentwicklung.

Ernährungsgerechtigkeit



Initiativen des sozialen Gärtnerns streben Ernährungsgerechtigkeit an: jede Person, unabhängig vom sozioökonomischen oder geographischen Hintergrund, Geschlecht, Sexualität, Religion, oder physischen und psychischen Einschränkungen, soll Zugang zu gutem Essen oder zu dessen Produktionsressourcen haben.



Lebensmittelproduktion in urbanen Gärten



Beim sozialen Gärtnern spielt die Lebensmittelproduktion zwar eine Rolle, diese muss jedoch nicht immer eine vordergründige sein. Zum einen ist sie der Kernbestandteil vieler Initiativen, zum anderen fehlen jedoch vielfach die Voraussetzungen, um tatsächlich eine relevante Menge an Lebensmitteln produzieren zu können.



Es sind oft fehlende Ressourcen, mangelndes Know-how, unklare Zuständigkeiten und zu wenig investierte Arbeitsstunden als notwendig wäre, die als „interne“ Faktoren eine ertragreiche Lebensmittelproduktion behindern. Als externer Faktor bestimmt vor allem die Zugänglichkeit zu den Gärten den Ernteerfolg, da

in offenen Gärten Vandalismus oder unsachgemäße Beerntung durch feindselig gestimmte oder unsachkundige Dritte leider häufig vorkommen und dies die Motivation der Mitwirkenden senken kann.

Es ist daher ratsam, das nachbarschaftliche Umfeld entweder aktiv in die Garteninitiative zu integrieren oder, wenn dies nicht möglich ist oder die Anonymität zu hoch ist, den Zugang zu beschränken. Eine professionelle Betreuung hilft bei der Kontinuität der Bewirtschaftung sowie beim Bereitstellen von Fachwissen. Diese Fachkraft könnte zudem Mitgärtner*innen – Ehrenamtliche oder Bewohner*innen – anleiten.

Inwiefern könnte man sich so aus Gärten in Städten wie Graz überhaupt ernähren?

Während in Kriegszeiten sehr viele Flächen urbar gemacht wurden, fehlen diese heute bzw. herrscht eine große Konkurrenz mit anderen Flächennutzungen vor. Gleichzeitig sind verschiedene Nutzungen abzuwägen bzw. nach Bedarf zuzuteilen. Grünflächen werden z. B. auch für sportliche Aktivitäten, Spielplätze und Freiflächen ohne vordefinierte Nutzung gebraucht.



Die Aktivierung von privaten Flächen für den Lebensmittelanbau wäre ebenso denkbar, jedoch ist hier der gesetzliche Rahmen genau zu beachten und eine Einbindung der entsprechenden Akteure erforderlich. Auch auf sehr kleinen Flächen können erhebliche Mengen an Lebensmitteln produziert werden, was vor allem die sogenannten „Marktgärten“ veranschaulichen. Dabei werden auf nur wenig Fläche mit biointensiven Anbaumethoden (Bodenaufbau mit Kompost, Mischkulturen)

hohe Ertragszahlen bei Grob- und Feingemüse erzielt. Für eine essenzielle Abdeckung des Lebensmittelbedarfs durch urbane Gärten müssten sich aber auch Konsumpräferenzen ändern und stärker an den lokal und saisonal verfügbaren Lebensmitteln orientieren.

Der Gemeinschaftsgarten



Der Gemeinschaftsgarten ist der Klassiker unter den Beispielen für soziales Gärtnern und mittlerweile in unterschiedlichsten Formen gut etabliert. Je nach Ausrichtung oder Standort wird er unterschiedlich bezeichnet, z. B. auch als Stadtteil- oder Nachbarschaftsgarten. Sie alle eint, dass sich eine Gruppe, die mehr oder weniger miteinander eine Gemeinschaft bildet – egal ob als Wertegemeinschaft mit gemeinsamen Anliegen oder als Zweckgemeinschaft, die sich ein Stück Land teilt, oder Betriebsgärten, die nur den Mitarbeiter*innen offenstehen. Gemeinschaftsgärten unterscheiden sich vor allem nach Trägerschaft, Organisationsstruktur und Beete-Aufteilung, Mitmachvoraussetzungen, der Höhe von Mitgliedsbeiträgen und inhaltlicher Ausrichtung. Sonderformen des Gemeinschaftsgartens stellen Themengärten dar. Sie fokussieren explizit auf einem oder mehreren der oben erwähnten Potentiale. Interkulturelle Gärten stehen für die Vielfalt der Hintergründe der Involvierten. Bildungsgärten fokussieren, wie der Name schon sagt, auf die Wissensvermittlung. In Therapiegärten geht es vor allem um die Förderung der psychischen Gesundheit. Gemeinschaftsgärtner*innen müssen mit unterschiedlichen Rahmenbedingungen zurechtkommen. Zur Orientierung befinden sich auf den folgenden Seiten einige Beispiele von Gartentypen, wie sie in der Praxis in Graz bestehen.¹ Weitere Informationen und Tipps zur Gründung von Gemeinschaftsgärten gibt es über folgenden Link: <https://ifz.at/news/ergebnisse-soziales-gaertnern>



¹Die Typologie resultiert aus der Einschätzung, inwiefern ein Eigennutzen oder Nutzen für Dritte besteht. Dargestellt wurde dies anhand der Exposition. Wer also für sich viel ernten möchte (hoher Eigennutzen), wird mit einem für alle zugänglichen Garten und Gemeinschaftsbeeten nicht zufrieden sein.

Garten einer Hausgemeinschaft

Dem Idyll am nächsten ist der Hausgemeinschaftsgarten. Wer keinen eigenen Garten hat oder wo die Distanzen zu Gartenanlagen zu groß sind, könnte eine Fläche, die zum Wohnhaus gehört, z. B. ein Innenhof mit genügend Sonnenlicht, nutzen. Dabei ist es zunächst wichtig, die Zustimmung der Hausverwaltung und anderer Parteien im Haus einzuholen, bzw. diese gleich in das Vorhaben miteinzubeziehen.



Ein weiterer wichtiger Punkt ist das Sicherstellen von ausreichend materiellen Ressourcen, sowie organisatorische Aspekte der Pflege. Der Vorteil dieser Form des Gemeinschaftsgartens für die Produktion von Lebensmitteln ist, dass der Nutzer*innenkreis klar definiert ist. Das heißt, die Einwirkung durch Dritte und damit verbundene Konflikte bestehen für diesen Gartentyp nur in Ausnahmesituationen. Es können jedoch Konflikte rund um

den Garten zwischen den Nachbar*innen im Haus selbst, z.B. aufgrund unterschiedlicher Sichtweisen darauf, wie denn ein Garten gestaltet sein müsse, entstehen. Wie auch bei anderen Gemeinschaftsgartentypen geht es um wichtige Grundfragen: Wie viel Raum steht für den Garten zur Verfügung? Wie „wild“ darf er sein? Wie wird er bewirtschaftet – Schneckenkorn ja oder nein? Eine gute Abstimmung ist daher erforderlich.



Gemeinschaftsgärten in Siedlungen



Gegenüber dem „Hausgemeinschaftsgarten“ ist dieser Typus nicht auf Hausbewohner*innen beschränkt, sondern für alle offen. Vorwiegend werden solche Siedlungsgärten aber von Menschen aus der näheren Umgebung genutzt (Nachbarschaftsgarten). Dieser Gartentyp lässt sich zum einen gut mit der Stadtteilarbeit verbinden, was jedoch auch Begleitressourcen erfordert. Entsprechende Sozialorganisationen sind dann meist Träger dieser Gärten. In diesem Setting kann es sinnvoll sein, wenn auf Einzelbeete gesetzt wird, da durch klare Strukturen nach dem Prinzip „das ist meines, das ist deines“ Konflikte zwischen Menschen, welche kaum bis wenig Erfahrung in Gemeinschaftsprojekten haben, vermieden werden können. Zum anderen kann dieser Gartentypus bei professioneller Bewirtschaftung durch eine Gartenfachkraft auch dazu beitragen, Menschen zu ernähren. Gerade für vulnerable Bevölkerungsgruppen kann diese Form des Gärtnerns zu einem verbesserten Zugang zu frischen Lebensmitteln beitragen. In diesem Fall wären Gemeinschaftsbeete und „Ernteanteile“ eine sinnvolle Organisationsform.



Beispiel: Hermann Löns Garten

Das Angebot des Gartens richtet sich vor allem an Bewohner*innen des Stadtteils Triester. Mitmachende können Einzelbeete nutzen, Beersträucher und Gewürzbeete werden gemeinschaftlich genutzt. Wir wünschen uns von den Gartennutzer*innen eine Beteiligung an der Pflege (z. B. Mähen) und Gestaltung der gemeinsamen Flächen.

Exponierte Gemeinschaftsgärten

Bei dieser Art von Gärten muss man sich darauf einstellen, dass aufgrund der Exponiertheit (Lage und Einsichtigkeit) Menschen, die nicht zur Gartengruppe gehören, oder auch Hunde Zugang zum Grundstück haben. Dies kann zu Konflikten führen. Entsprechend muss man damit rechnen, dass die Ernte z. B. durch andere Menschen erfolgt und man selbst wenig davon hat. Für die Selbstversorgung mit Lebensmitteln (garantier- te Ernte) eignet sich dieser Gartentypus daher nur beschränkt. Individuelle Beete von Einzelpersonen, Familien oder Schul- klassen sollten entsprechend gut gekennzeichnet sein, der Zu- gang für Dritte zu diesen bei Bedarf eingeschränkt werden.

Als Kompromiss für Gäste des Gartens bieten sich Beerensträu- cher oder auch Gemeinschaftsbeete, die von allen beerntet wer- den können, als gute Lösung an: Zum einen, um auf die Initiative und Idee dahinter aufmerksam zu machen; zum anderen als frei verfügbares Angebot, das Menschen eventuell davon abhält, in den „privaten“ Gartenbereich gehen, um sich dort zu bedienen.

Beispiel: Gartenzwerge Geidorf

Das Mitmachen bei uns ist für jede*n möglich. Es wird gemein- sam geplant, nach Vereinbarung und Prinzip des ökologischen Gärtnerns gesät, gepflanzt, gepflegt und auch geerntet. Es gibt ausschließlich Gemeinschaftsbeete. Zuverlässigkeit ist uns wich- tig. Dafür gibt es Wissen und ein wunderbares Gartenerlebnis.





„Versteckte“ Mitmachgärten

Hierbei handelt es sich um Gärten, die von Außenstehenden kaum wahrgenommen werden, weil sie sich beispielsweise in Siedlungen oder Höfen befinden. Von daher genießen sie einen gewissen „Schutz“ (z. B. vor Vandalismus), obwohl sie eigentlich dazu gedacht sind, dass alle mitmachen können. Dies ist sogar ausdrücklich gewünscht. Deswegen wird auch versucht, einen anonymen Personenkreis anzusprechen und zum Mitmachen einzuladen (ähnlich zum „Garten für alle“). Jedoch muss diese Strategie nicht von Erfolg gekrönt sein. Eine eindeutige Zielgruppenausrichtung bei der Anwerbung von potentiellen Mitgärtner*innen könnte hier helfen. Können keine gefunden werden, kann sich die Person oder bestehende Gartengruppe auch nur über eine entsprechende Ernte freuen, wenn die Arbeit entsprechend organisiert werden kann. Dabei sollte man den Aufwand dem Nutzen gegenüberstellen und sich nicht selbst übernehmen. Eine Oase kann dann im wahrsten Sinne sehr schnell zu einer Wüste werden.

Der „Garten für alle“ - ein Selbsterntegarten



Wer für sich eine garantierte Ernte erwartet, ist mit dem Garten für alle falsch beraten. Dieser Gartentypus ist sehr exponiert und grundsätzlich frei zugänglich, und stellt damit so etwas wie einen Schaugarten mit Pflückerlaubnis dar. Dabei gilt das Fair-Use-Prinzip: wie in einem Naschgarten darf man zwar etwas ernten, sollte aber auch für andere genügend übriglassen. Die Gärtner*innen stellen also etwas für die Allgemeinheit zur Verfügung. Beschriftungen mit Informationen zu den Pflanzen tragen zur (Bewusstseins-)Bildung bei. Wenn man diese weglässt, so die Erfahrung, trauen sich Dritte weniger, etwas zu ernten, weil sie beispielsweise die Pflanzen nicht kennen. So kann man sich als Gärtner*in zumindest ein paar Früchten sichern. Einen langen Atem sollte man dennoch haben, wenn es darum geht, unsachgemäßes Ernten, Vermüllung oder unachtsame Hundebesitzer*innen auszuhalten.

Beispiel: Gemeinschaftsgarten „Santa Garterina“ im ORF-Park

Der Garten wird nach Prinzipien der Permakultur als Team bewirtschaftet: d.h. jede*r macht grundsätzlich alles. Das Kernteam ist basisdemokratisch organisiert und es gibt gemeinsame Arbeitstage. Jede*r mit Gespür für Pflanzen und Menschen und unsere Garten-Grundregeln einhalten mag, kann mitmachen. Geerntet wird so fair wie möglich.



Beispiel: Rechbäuer*innen

Der Garten ist eine essbare Landschaft, bestehend aus einer Vielzahl bunter Beerensträucher. Begärtnert wird die Fläche vom Verein SEED und der angrenzenden Nachbarschaft. Der Garten ist offen für alle und kann als leckere Naschhecke zu beerntet werden, individuelle Beete sucht man hier vergebens.



Schulgärtnern

Das Gärtnern im Schulkontext erfährt eine Renaissance. Dabei können Gärten nicht nur in den Biologieunterricht eingebettet oder im Rahmen von Freifächern oder als nachmittägliches Angebot der Freizeitpädagogik in Ganztageseschulen bewirtschaftet werden, sondern auch in andere Fächer wie Mathematik oder Sprachen direkt oder über Projektarbeit eingebunden werden. Es gibt sowohl die Möglichkeit, am Schulgelände zu gärtnern (Schulgarten), oder andernorts mitzugärtnern, wie beispielsweise in einem Gemeinschaftsgarten.



Gärtnern an der Schule

Das Gärtnern am Schulgelände kann durchaus mit anfänglichen Hürden verbunden sein, wovon man sich jedoch nicht abschrecken lassen sollte. Ein wichtiger Grundsatz ist: ein Team um sich aufbauen und klein anfangen. Die Schulleitung kann leichter überzeugt werden, wenn mehrere hinter dem Vorhaben stehen. Eine entsprechende Planung ist vor Beginn ist ebenso wichtig, wie die Sicherung von notwendigen Mitteln. Zum Ausprobieren kann man beispielsweise mit einem Hochbeet anfangen. Soll der Garten größer werden, stellen vor allem die Ferien einen heiklen Punkt dar. Hier können Kooperationen Abhilfe schaffen, wobei es ein Arrangement braucht, um schulfremden Personen den Zutritt zum Schulgelände zu erlauben (z. B. eine Pflegevereinbarung mit einem Verein).



Schule im Garten

Wenn es einen Mitmachgarten oder exponierten Gemeinschaftsgarten in der Nähe gibt, empfiehlt es sich, bei diesem anzufragen, ob ein oder mehrere Beete der Schule zur Verfügung gestellt werden können. Ist dies der Fall, müssen die Kooperationsbedingungen geklärt werden. Dies betrifft vorrangig die Notwendigkeit der Begleitung durch Gärtner*innen vor Ort: Braucht es diese? Kann dies ehrenamtlich erfolgen oder muss eine (Projekt-)Finanzierung aufgestellt werden? Welcher zeitliche Aufwand ist damit verbunden – sowohl für eine etwaige Begleitung als auch für die Schule? Das Zeitbudget beider Seiten bestimmt das mögliche Ausmaß der Kooperation. Bezüglich der Entfernung des Gartens von der Schule gilt grundsätzlich: je näher, desto besser. Fußläufigkeit ist vor allem für Volksschulen von Vorteil (~ 300 – 500 m). Kommt es zur Kooperation, gilt es sicherzustellen, dass die Regeln von allen eingehalten werden können. Zu beachten ist, dass auch in diesem Fall die Betreuungspflicht und ein damit verbundener Mehraufwand von den zuständigen Lehrer*innen getragen werden müssen. Für fachliches und didaktisches Knowhow zum Gärtnern im Schulkontext gibt es lokale Ansprechpartner*innen

Hilfe?

Dazu bieten sich lokale Ansprechpartner*innen an:

- > das Forum Urbanes Gärtnern für soziales Gärtnern aller Art,
- > das Umweltbildungszentrum als Schnittstelle zum Ökolog-Schulnetzwerk.

Ein Netzwerk für Lehrer*innen in Raum Graz ist derzeit im Entstehen. Unter folgendem Link finden sich weiterführende Informationen zu Schulgärten und bestehenden Angeboten:

<https://ifz.at/news/ergebnisse-soziales-gaertnern>





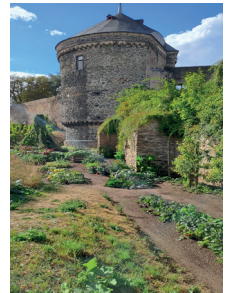
Essbare Stadt

Unter dem Begriff der "essbaren Stadt" – oder auch essbaren Gemeinde – versteht man neben Gärten, zahlreiche weitere Nutzungsarten, z. B. Baumscheibenbegrünung oder auch Pflanzungen von Obstgehölzen in öffentlichen Parks („essbare Landschaft“). Letztere sind dabei die tragende Säule und eine Investition in die Zukunft, da es meist einige Jahre dauert bis ihre Früchte geerntet werden können, ihr Bestand aber auch von langer Dauer sein kann. Mit der richtigen Sortenwahl werden nicht nur ästhetische Ansprüche adressiert, sondern es kann auch ein lebendes Sortenarchiv geschaffen und damit ein wichtiger Beitrag zur Förderung und zum Erhalt der Biodiversität geleistet werden.

In der Regel werden mehrere Initiativen und Projekte (öffentlich, privat) zusammengefasst und unter einem gemeinsamen Titel unter der Bevölkerung und touristisch beworben. So hat die "essbare Stadt" auch eine wirtschaftliche Komponente. Eine soziale Komponente ergibt sich bei diesen Initiativen aus dem Tun: Es macht einen Unterschied, ob Pflanzen im öffentlichen Raum lediglich platziert und ohne Kontakt mit den Nutzer*innen gepflegt werden, oder ob weitere Aktivitäten verfolgt werden, welche eine Nachbarschaft oder Gemeinschaft einbindet und sie dadurch stärkt. Das können Pat*innen von Beeten oder Bäumen sein, für die bzw. mit denen Aktivitäten organisiert werden oder auch (Obst-)Feste für die Nachbarschaft. Eine essbare Stadt muss erlebbar sein und die Bevölkerung einbinden. Initiativen brauchen auch eine professionelle Betreuung und ausreichend Ressourcen. Um diese abzusichern, ist es ratsam, dass diese auf einer entsprechenden Strategie als Orientierung beruhen.

Andernach, DE

In Andernach hat die Stadtverwaltung 2007 beschlossen, die Blumen in Beeten durch essbare Pflanzen zu ersetzen, sowie weitere essbare Plätze im Stadtgebiet anzulegen. Die Pflege wird nach wie vor von der Stadtverwaltung organisiert. Der Pflegeaufwand konnte jedoch über die Jahre hinweg gesenkt und damit Kosten eingespart werden. Die essbare Stadt wird touristisch vermarktet, z. B. in Form von Stadtführungen.



Friesach in Kärnten

Die essbare Stadt in Friesach in Kärnten geht auf das Engagement der Initiative Transition Town Friesach zurück, welche (Streu-) Obstgärten, Gemeinschaftsgärten und Hochbeete im öffentlichen Raum ehrenamtlich betreut und Stadthonig („Wandel-Bees“) produziert. Die Stadtgemeinde unterstützt die Projekte mit gewissen Ressourcen, z. B. durch die Bereitstellung von Flächen. Die meisten werden aber privat organisiert. Die essbare Stadt lässt sich hier gut mit dem Mittelalter-Image der Stadt verbinden und touristisch nutzen.



Sascha Peiner

Obststadt Wien

Hierbei handelt es sich um eine private Initiative, die von engagierten Privatpersonen mit Unterstützung von NGOs wie dem Ökosozialen Forum Wien getragen werden. Magistratsabteilungen der Stadt Wien unterstützen mit einzelnen Leistungen wie der Wasserversorgung. Hauptsächlich kümmern sich jedoch Baumpat*innen ehrenamtlich um die Bäume, werden dabei aber professionell angeleitet. Die Finanzierung ergibt sich aus 1/3 Förderung der Stadt Wien, 1/3 Sponsoring, und 1/3 Privatanteil.



Ökosoziales Forum Wien/flickr

Kirchberg am Wagram, NÖ

Auf mehreren öffentlichen Plätzen sowie am Gelände der Schule und des Kindergartens werden verschiedenste heimische alte aber auch neue Obstsorten kultiviert und so ein lebendiges Sortenarchiv geschaffen. Die Pflege erfolgt durch die Gemeinde selbst, welche die initiiierenden Privatpersonen unterstützt. Die Gemeinde ist mittlerweile ein Hotspot und begehrtes Ausflugsziel zum Thema essbare Gemeinde.



Essbare Stadt als Strategie

Die Verankerung der "Essbaren Stadt" als Strategie dient als Orientierung und zur Absicherung von Ressourcen. Dazu empfiehlt es sich, entsprechende Beschlüsse im Gemeinderat anzustreben, um ein nötiges Maß an Verbindlichkeit herzustellen. Darüber hinaus muss auch die dafür notwendige Bereitstellung von Ressourcen abgesichert werden. Behördenseitig braucht es die Verankerung der Agenden, die für eine Essbare Stadt notwendig sind, bei den entsprechenden Ämtern und Abteilungen. Diese Zuständigkeit sollte auch nach außen kommuniziert werden. Innerhalb des Magistrats braucht es entsprechende Räume des Austauschs. Darüber hinaus ist auch eine Schnittstelle für den Austausch mit und zwischen Akteur*innen aus der Praxis notwendig: den aktiven Gärtner*innen, der Zivilgesellschaft, Organisationen aus dem Sozial-, Bildungs- und Kulturbereich sowie Wohnbauträger und Wirtschaftsbetriebe. Dafür könnten regelmäßig stattfindende Foren oder ähnliche Veranstaltungen als Plattform dienen. Darüber hinaus könnte ein Beirat mit unterstützender und beratender Funktion eingerichtet werden. Um Doppelgleisigkeiten oder gar Widersprüche in der Zielausrichtung zu vermeiden, empfiehlt es sich, Verknüpfung zu bestehenden Strategien herzustellen, z. B. eine Grünraum-, Wirtschafts- oder Ernährungsstrategie.





Das soziale Gärtnern fördern

Der aktuelle Förderbedarf des sozialen Gärtnerns in Graz (Stand: Ende 2022) beinhaltet zwei Hauptaspekte:

1) Strukturaufbau und Gemeinschaftsressourcen: Auch wenn es viele dezentrale Mitbenutzungsmöglichkeiten gibt, sind eigene, zentrale Räumlichkeiten – wenn auch in Gemeinschaftsnutzung – als Büro, Seminar-/Veranstaltungsraum, Lager und Werkstatt von großem Vorteil, da sie den eigenen Bedürfnissen angepasst werden können. Eine Plattform für die Essbare Stadt bzw. ihre Initiativen hätten damit eine physische Adresse. Der Aufbau und Unterhalt weiterer Gemeinschaftsressourcen sind ebenso von Nutzen: ein gemeinsamer Pool für Geräte und Werkzeuge unterschiedlicher Art, gemeinsame Bezugsquelle oder Produktionsstandort, z. B. für Erde, Saatgut, Jungpflanzen und Holz.

2) Projektförderungen und Begleitprozesse für Gärten, wo Projektträger*innen einen Nutzen für Dritte schaffen bzw. Chancengleichheit gefördert wird. Es hilft den Verantwortlichen, wenn es klare, transparente Angaben gibt, wann, wie viel und zu welchen Bedingungen Förderungen für das soziale Gärtnern ausbezahlt werden. Ein Fördertopf könnte Ressort-übergreifend organisiert sein und sich an den Zielen einer Essbaren Stadt-Strategie orientieren („Fördere, aber fordere auch“ - Ausschreibungsprinzip). Für die einzelnen Bereiche sollten Mindestsummen zur Verfügung gestellt werden, z. B. je für gartenbezogene Begleitprozesse, gartenspezifische und garten-übergreifende Projekte. Auch für Schulen sollte es ein entsprechendes Budget geben.

Darüber hinaus wäre es wichtig, technische und vor allem soziale Innovationen im Zusammenhang mit dem sozialen Gärtnern und der Essbaren Stadt zu fördern. Dies kann bedeuten, dass auch die Produktion von Lebensmitteln in Gärten, die aktuell keine große Rolle spielt, stärker gefördert wird, um einen wesentlich höheren Beitrag zur Ernährungssicherheit zu leisten. Es sind jedoch nicht nur öffentliche Einrichtungen, die fördernd wirksam sein können, sondern es besteht auch die Möglichkeit der Einbindung von privaten Akteur*innen, die Ressourcen bereitstellen können, z. B. über Sponsoring.

Fazit

Das soziale Gärtnern spielt in unterschiedlichen Kontexten eine Rolle, ist in vielerlei Hinsicht eine Bereicherung für die Stadt und kann dabei unterstützen, die Resilienz in Krisenzeiten zu erhöhen, indem der soziale Zusammenhalt gestärkt wird und Möglichkeiten zur lokalen Versorgung mit Lebensmitteln bestehen.

Damit die Potentiale des sozialen Gärtnerns sich voll entfalten können, ist die Schaffung von entsprechenden Rahmenbedingungen wichtig. Ein entscheidender Punkt ist dabei, dass der administrative Aufwand für die Gärtner*innen in den Initiativen überschaubar gehalten wird, und sie im Bedarfsfall Anlaufstellen aufsuchen können, wo sie Beratung und Unterstützung erhalten, wenn sie Hilfe in z. B. in botanischer, gruppendynamischer, organisatorischer, rechtlicher, administrativer, planerischer oder unternehmerischer Hinsicht brauchen. Knackpunkte sind häufig die Bedingungen für die Bereitstellung von Ressourcen wie Flächen und Betriebsmittel, sowie Förderungen. Ein wichtiges Instrument, um diese Herausforderungen zu adressieren, sind institutionalisierte Kommunikationskanäle, die einen Überblick zum aktuellen Status quo geben und Vertrauen zwischen verschiedenen Akteur*innen herstellen.

Eine gemeinsam zwischen Fördergeber*innen, Initiativen und anderen relevanten Stakeholdern ausgearbeitete Vision und Zielsetzung für zukünftige Entwicklungen des sozialen Gärtnerns hilft dabei, verschiedene Perspektiven zusammenzuführen und Förderungen sowie andere Formen der Unterstützung so zu entwickeln, dass sie letztlich dazu beitragen, dass das soziale Gärtnern zu einer wertvollen Ressource für soziale Interaktion und Lebensmittelproduktion wird.



